

Monti legte das Buch zurück auf den Tisch und näherte sich der Fensterfront auf der gegenüberliegenden Seite, wo eine Schiebetür zur Terrasse führte. Er öffnete sie und trat hinaus, wo ihm die kühle und feuchte Luft entgegenwehte. Er genoss die atemberaubende Aussicht auf das Stadtzentrum und den lang gezogenen schmalen Zürichsee. Urech gesellte sich zu ihm und zündete sich eine Zigarette an.

«Möchtest du auch eine?», fragte ihn Urech.

«Gerne.»

Urech zeigte auf einen Aschenbecher, der überquoll. «Berger war auch ein Glimmstängelabhängiger wie wir.»

«Gott hab ihn selig.»

«Für mich sieht das nicht wie ein Gewaltverbrechen aus», sagte Urech.

«Sammeln wir zuerst einmal alle Fakten, bevor wir falsche Schlüsse ziehen.»

Nachdem sie geraucht hatten, tappten sie zurück ins Bürozimmer. Auf dem Bürotisch stand ein MacBook, dessen Bildschirm zwei Applikationen zeigte, und daneben lag ein Smartphone. Der Firefox-Webbrowser des Laptops war im Vollbild geöffnet, er zeigte die Internetseite der Zürcher Regionalbank mit der in dicker blauer Farbe geschriebenen Meldung «Sie wurden aus Sicherheitsgründen ausgeloggt», und am rechten unteren Rand überlappte ein kleines Fenster mit der Face-Time-App den Webbrowser, das in roter Farbe einen verpassten Telefonanruf um sieben Uhr dreizehn anzeigte.

Reto Häfliger.

«Ist das unser Häfliger?», fragte Urech ungläubig.

«Drück auf das kleine i am Rand, dann wissen wir es.»

Urech streifte sich ein paar Handschuhe über und drückte mit dem Cursor auf das kleine i neben dem Namen. Nun leuchtete die Kontaktinformation zum Namen Reto Häfliger auf. Alle Felder waren leer bis auf die Telefonnummer. Monti nahm sein Handy hervor, tippte die Nummer ein und drückte das grüne Verbindungssymbol. Nach dem ersten Anrufzeichen hängt er auf. Er hielt Urech sein Telefon vor die Nase, der verblüfft darauf schaute. Volltreffer.

Dr. Reto Häfliger, Regierungsrat und Vorsteher des Justizdepartements. Der höchste Vorgesetzte der Staatsanwaltschaft. Urech schoss ein Foto vom Bildschirm des Laptops mit seinem Handy und rümpfte die Nase.

«Wir sind durch. Wir transportieren die Leiche jetzt ab und bringen sie ins Institut.» Oberholzer sprach die Worte aus, ohne Monti auch nur eines Blickes zu würdigen.

Monti nickte. Er ging auf Hafner zu und bat ihn, den Laptop und das Smartphone im Arbeitszimmer ebenfalls mitzunehmen, um die Daten und die Anrufliste zu analysieren sowie die Fingerabdrücke auf den Zigarettenstummeln auf der Terrasse zu überprüfen.

Urech und Monti nahmen die Treppe hinunter zum weissen Kastenwagen des Psychologischen Dienstes, der immer noch vor der Einfahrt stand. Monti klopfte und öffnete die Tür. Im Inneren befand sich eine jüngere Psychologin, die einer älteren Frau mit gewellten schwarzen Haaren gegenüber sass. Die ältere Frau stellte sich als Maria Clara González vor. Sie trug einen langen braunen Rock und eine weisse Bluse. Monti

setzte sich neben sie, und Urech quetschte sich neben die Psychologin auf die Bank auf der anderen Seite.

«Frau González, können Sie uns erzählen, was heute Morgen passiert ist?», fragte Monti.

Die Frau nahm ein Papiertaschentuch und trocknete die Tränen in ihrem bleichen Gesicht. «Ich kam um acht Uhr ins Haus und wollte meine Jacke aufhängen, als mir ein schrecklicher Geruch entgegenkam.» Ihr versagte die Stimme.

«Und dann?»

«Ich ging ins Badezimmer und sah –»

Sie schnaufte laut, fasste sich mit der Hand an den Mund und begann zu weinen. Die Frau stand unter Schock. Die Psychologin schaute Monti an, um ihm ohne Worte mitzuteilen, dass er sich kurz halten sollte. Etwas, was ihm gewöhnlich nicht leichtfiel, aber sein gesunder Menschenverstand teilte ihm mit, dass es nicht viel Sinn machte, die Frau lange zu befragen. Urech hatte von ihr zuvor bereits einige wenn auch wenig relevante Aussagen erhalten. Als sich die Frau etwas gefasst hatte, entschied er sich, noch zwei Fragen zu stellen.

«Ist Ihnen etwas aufgefallen in der Wohnung?»

«Nein, sie war aufgeräumt wie immer. Herr Berger ist ein ordentlicher Mensch.» Sie sprach im Präsens, als ob Berger noch am Leben war.

«Seit wann arbeiten Sie für Herrn Berger?»

«Seit vier Monaten», sagte Frau González, bevor sie wieder von einem Weinkrampf eingeholt wurde. Und damit war das Gespräch beendet.

Urech und Monti verabschiedeten sich von den beiden Frauen und stiegen aus dem Wagen aus.

Ein gelbes Elektrodreirad kreuzte vor ihnen auf. Es war der Briefträger, der das Absperrband musterte, sich dann entschied, von seinem Sattel herunterzusteigen und mit einem Griff unter die graue Plane aus seinem Anhänger einen Stapel Briefe zu schnappen.

«Was ist denn hier los?», fragte er.

«Polizei», sagte Monti.

«Können Sie die Post entgegennehmen? Es hat einen eingeschriebenen Brief dabei.»

Der Briefträger wollte die Briefe nicht unverrichteter Dinge in die heimische Poststelle zurückbringen, das gab womöglich negative Punkte auf irgendeinem Beurteilungsbogen, die sicherlich auch bei der Post Einzug gehalten hatten, dachte Monti.

Urech nahm den Brief entgegen und kritzelte seine Unterschrift auf den Bildschirm des klobigen Empfangsbestätigungsgeräts, das ihm der Briefträger entgegenstreckte.

«Hier ist der Rest der Post. Ich wünsche einen schönen Tag.» Der Briefträger schwang sich auf den Elektroroller und fuhr zum nächsten Haus.

Urech sortierte die Post und verteilte sie auf der Motorhaube seines Subaru. Der eingeschriebene Brief war vom Steueramt des Kantons Zürich, ein weisser Brief stammte von der Zürcher Regionalbank, und ein dunkelrotes Couvert hatte keinen Absender. Er

griff in seine linke Hosentasche und zog sein rotes Sackmesser mit Schweizer Kreuz heraus.

«Was soll das?», fragte Monti.

«Ich öffne die Briefe.»

Bevor er etwas dagegen unternehmen konnte, hatte Urech den Brief vom Steueramt bereits geöffnet.

«Das ist eine Veranlagungsverfügung.»

«Und? Du kannst doch nicht einfach Briefe von fremden Leuten öffnen.»

«Er ist tot, Fabio.»

«Trotzdem.»

Urech schaute auf die aufgeführten Zahlen und legte das Schreiben zurück auf die Motorhaube. «Nicht schlecht. Am Hungertuch hat er nicht genagt.»

Monti beugte sich vor und warf einen Blick auf das Schreiben. «So lässt es sich leben», stimmte er ihm zu, bevor er sich korrigierte: «So liess es sich leben.»

«Genützt hat es ihm auf jeden Fall nicht.»

«Geld schützt nicht vor dem Tod.»

Urech öffnete den nächsten Brief, der eine Einladung der Zürcher Regionalbank zu einer Edvard-Munch-Ausstellung im Kunsthaus enthielt. Der letzte dunkelrote Briefumschlag mit Poststempel Bern hatte eine gewölbte Form und bestand aus dickerem Pergamentpapier im B6-Format. Urech hielt das Couvert an sein linkes Ohr und schüttelte es. Vergeblich. Der Gegenstand im Umschlag bewegte sich nicht.

«Was ist das?» Urech streckte ihm das Couvert vors Gesicht. Es roch nach Parfüm, nach männlichem Parfüm.

Urech schnitt den Umschlag an der Längskante auf, zog den Inhalt vorsichtig heraus und legte ihn vor sich auf die Motorhaube.

Eine pechschwarze Karte.

Eine pechschwarze Karte, die mit Kohlenfarbe grundiert war und in der Mitte ein weisses Kreuz aus zwei Doppelstrichen aufwies, lag vor ihnen. Urech nahm sie in die Hand und öffnete die vierseitige Karte. Auf der linken Innenseite der Karte klebten drei Würfel, die der Absender mit durchsichtigem Leim befestigt hatte.

«Was zum Teufel ist das?», fragte Urech.

«Eine Trauerkarte.»

«Herrgott noch mal! Das sehe ich selber.»

«Das ist aber bizarr.»

«So schnell? Der Mann ist keine vierundzwanzig Stunden tot.»

«Die Post für Sie – einfach versenden, schnell ankommen», zitierte Monti einen Werbeslogan.

Der Würfel links aus Kunststoff wies auf der Oberfläche sechs Augen auf, der mittlere war ein hölzerner Farbwürfel und zeigte einen schwarz ausgefüllten Kreis, und der dritte Würfel rechts, wieder ein Zahlenwürfel, zeigte fünf Augen.

Sie schauten sich verdutzt an.

Was sollte diese Karte? Von wem stammte sie? Welche Bedeutung hatten die beiden Augen und der Kreis?

Sie erblickten auf der rechten Innenseite drei Wörter, die in hellgrauer Farbe und maschinengeschriebener Schrift herausstachen: «*Alea iacta est.*»

Die drei lateinischen Wörter auf der Trauerkarte gingen Monti während der gesamten Fahrt durch den dichten Verkehr der Innenstadt nicht mehr aus dem Kopf. Als ehemaliger, wenn auch nicht besonders fleissiger Lateinschüler kannte er ihre Bedeutung, aber welchen Sinn ergaben sie im vorliegenden Fall? Die Trauerkarte und deren Überlieferung so kurz nach dem Tod machten ihn stutzig.

War es eine Botschaft des Mörders?

Ein Warnruf?

Oder eine Art Abschiedsbrief?

Er ertappte sich, wie er schon erste Hypothesen für den Fall aufstellte, sein Hirn arbeitete mit Hochdruck, aber seine Ferien begannen doch heute Abend, und Nicole würde ein Donnerwetter lostreten, wenn er sie über deren unvermeidliche Verschiebung informierte.

Er parkierte seinen Audi auf dem ihm zugewiesenen Parkplatz, den er selten benutzte, zog er es doch vor, den öffentlichen Verkehr zu benutzen. Er nahm das Handy in die Hand und schaute auf das Display. Leer. Keine SMS, keine WhatsApp-Nachricht, kein verpasster Anruf. Er wählte die Nummer von Nicole, wiederum erreichte er nur den Telefonbeantworter. Er stieg aus und rauchte eine Zigarette, bevor er sich ins Büro begab. Sein Nikotinkonsum hatte in letzter Zeit wieder deutlich zugenommen, was Nicoles Aufmerksamkeit nicht entgangen war; selbst Kettenraucher Urech hatte ihn darauf hingewiesen, so schlimm war es. Der Pförtner am Eingang schob die Zeitung beiseite, stand auf und schüttelte ihm die Hand. Sie gehörten beide zum Inventar der Kantonspolizei Zürich, dachte Monti, seit fast zwanzig Jahren sahen sie sich fast täglich, tauschten ein paar freundliche Worte aus, scherzten über das wechselhafte Wetter, und immer reichten sie sich die Hände zur Begrüssung. Ein Ritual des Respekts, das ihm, so altmodisch es war, stets gefiel.

Monti ignorierte den Lift und lief die Treppe hoch, um seinem Vorsatz, sich mehr zu bewegen, Rechnung zu tragen. Als er im ersten Stock eine Verschnaufpause einlegte, erinnerte er sich, wie er die Räumlichkeiten der Kriminalpolizei das erste Mal betreten hatte. Er war voller Ehrfurcht gewesen, hatte er doch als einer der jüngsten Polizisten den Sprung – in den Olymp der Polizeibeamten – zur Kriminalpolizei geschafft. Seine neuen Vorgesetzten waren streng, hart, aber auch herzlich. Die asketische Innenausstattung der Räumlichkeiten, die den Charme eines Chemielabors versprühten, hatte ihn anfänglich verwundert. Heute war es der Kostendruck, der ihnen zu schaffen machte. Das rigorose Sparprogramm, das der Regierungsrat der Verwaltung auferlegt hatte, machte auch bei ihnen nicht halt. Noch schlimmer als die fehlenden finanziellen Ressourcen heute war